

Gabriele Nicoleta

DAS GIFT DER NARZISSE

TOCHTER EINER
NARZISSTISCHEN MUTTER

WENN EINE MUTTER IHR KIND
SEELISCH VERGIFTET

Gabriele Nicoleta

DAS GIFT DER NARZISSE

Tochter einer narzisstischen Mutter:
Wenn eine Mutter ihr Kind seelisch vergiftet

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

Schweigen ist oft der lauteste Schrei.

INHALT

1. Prolog	9
2. Kinderlieder	13
3. Von Affen und Löwen	20
4. Die Wunde	27
5. Tante Anke und Onkel Sepp	34
6. Lydia	41
7. Schuleinschreibung	48
8. Dult	56
9. Die Englischen Fräulein	62
10. Landleben	68
11. Ein neues Zuhause	77
12. Au Backe!	82
13. Bauchschmerzen	88
14. Italien	95
15. Die neuen Schuhe	102
16. Veränderungen	109
17. Fluchtversuch	116

18. Traum oder Wirklichkeit	123
19. Schwarze Witwe	125
20. Albert	130
21. Hemmungslos	134
22. Schnelle Entscheidungen	139
23. Erste Hochzeit	147
24. Alltag	157
25. Neunmonatsvirus	167
26. Fehldiagnose	172
27. Ein neues Zuhause 2	176
28. Glücksspiel	181
29. Das Maß ist voll	188
30. Neues Leben	193
31. Albert wird 50	196
32. Falscher Empfänger	203
33. Tonys Tod	207
34. Silvester	212
35. Das Ende vom Anfang	216
36. Spott	223
37. Christian	228
38. Scheidung	235
39. Erste Begegnung	239

40. Zweite Hochzeit	246
41. Hochzeitsreise	256
42. Von ganzem Herzen	262
43. Schneewittchen	276
44. Die Macht der Mütter	279
45. Voltigierstunden	296
46. Der Rollstuhl	301
47. Vorahnungen	308
48. GeburtstagsgrüÙe	314
49. Franco	322
50. Schweigen	327
51. Die Beerdigung	335
52. Aus und vorbei	342
53. Blockaden	345
54. Botanische Studien	351
55. Puzzleteile	356
56. Verschiedene Blickwinkel	362
57. Neuland	367
58. Epilog	371
Literaturverzeichnis, Websites und Blogs	374
Danksagung	377

PROLOG

Ich verdanke meine Existenz einem Unfall. Zumindest hat das meine Mutter immer zu mir gesagt. Später sagte sie noch etwas anderes zu mir, etwas, was noch viel niederträglicher und abscheulicher war als diese Behauptung. Aber es passte dazu. Das eine war die Voraussetzung für das andere. Hätte sie schwimmen können, wäre ich nie geboren worden.

Im Sommer 1960 ging sie mit Arbeitskollegen, Cousinen und dem Mann, der mein Vater werden sollte, zu einem Baggersee in der Nähe von München. Alle gingen ins Wasser, nur sie nicht. Sie wollte nicht. Es sei ihr zu kalt, hatte sie gesagt und sich auf ihrem Badetuch ausgestreckt. Doch die anderen gaben keine Ruhe und riefen so lange nach ihr, bis sie schließlich nachgab und ins Wasser ging. Sie hatte nie schwimmen gelernt. Aber weil alle es konnten, musste es ja wohl zu schaffen sein. Also ging sie immer weiter in den See hinaus, bis sie den Boden unter den Füßen nicht mehr spüren konnte. Wie ein Stein sank sie auf den Grund des Sees. Sie ruderte mit den Armen, schlug wütend auf das Wasser ein, das sie nicht tragen wollte, und strampelte wild und planlos mit ihren Beinen. Es half nichts. Sie tauchte immer nur für Sekunden auf. Bei dem Versuch, ihre schmerzenden Lungen mit frischer Atemluft zu füllen, schluckte sie Unmengen von Wasser. Aber sie rief kein einziges Mal um Hilfe. Das erzählte sie mir immer wieder. Es war ihr wichtiger als alles andere. Sie hatte sich keine Blöße gegeben. Deswegen bemerkten die anderen auch gar nicht, was vor sich ging. Sie tollten im Wasser umher und amüsierten sich. Nur Manfred, mein Vater, hielt Ausschau nach ihr und sah ihre Arme. Er rettete sie vor dem Ertrinken. Im Dezember 1962 heirateten sie, und im August 1964 kam ich zur Welt. Vier Jahre nach dem Unfall im Baggersee. Und trotzdem immer noch zu früh.

Ich war kein Wunschkind. Nicht geplant. Zur falschen Zeit geboren. Ein Klotz am Bein. Der Grund, warum sie es nie zu etwas gebracht hat, denn nach meiner Geburt musste sie ihre Stelle als Verkäuferin in einer Metzgerei aufgeben und sich um mich kümmern. So wurde ich zu dem, was ich mein Leben lang für sie bleiben sollte. Der Sündenbock, dem sie an allem, was schiefging, die Schuld geben konnte. Dass andere ihr glaubten, war für mich fast noch schlimmer als die Behauptung an und für sich. Denn ich hatte so immer das Gefühl, dass es stimmen musste. Wenn alle es so sahen, musste es ja die Wahrheit sein. Erst bei ihrer Beerdigung wurde mir klar, dass dem ganz und gar nicht so ist. Als sie bestattet wurde, erfuhr ich etwas, was ich nie für möglich gehalten hatte. Bis dahin hatte ich nie vorgehabt, ein Buch zu schreiben. Im Juni 2013 änderte ich meine Meinung. Auslöser war ein Telefongespräch mit meinem Stiefvater. Es sollte unser letztes sein.

Seit der Beerdigung meiner Mutter waren einige Wochen vergangen, und wir hatten nichts mehr von Albert gehört. Die Situation machte mir sehr zu schaffen. Trotzdem hatte ich mich nie überwinden können, den ersten Schritt zu tun. Bis mein Mann Christian der Meinung war, dass es an der Zeit sei, diesem Zustand ein Ende zu setzen. Er ging mit mir ins Wohnzimmer, drückte mir das Telefon in die Hand und setzte sich neben mich an den Tisch. Ich atmete tief durch, dann wählte ich die Nummer meines Stiefvaters.

Es läutete und läutete. »Albert ist nicht da«, sagte ich zu meinem Mann und wollte auflegen. »Warte noch einen Moment!«, sagte Christian und hielt den Hörer in meiner Hand fest. »Er ist ganz sicher zu Hause. Vielleicht ist er gerade draußen.« Angespannt lauschte ich dem Tuten, das aus dem Lautsprecher des Telefons drang. Kalter Schweiß lief mir den Rücken hinunter. Ich blinzelte ins Sonnenlicht und sah nichts als grelle Lichtreflexe. Ich schloss die Augen. Dann eine Stimme. »Hallo!«

Es war Albert. Ich warf Christian einen fragenden Blick zu. Er nickte und erinnerte mich an das, was wir besprochen hatten.

Ich nahm all meinen Mut zusammen. »Hallo Albert! Wie geht es dir?« Schweigen. Er war wohl überrascht, meine Stimme zu hören. »Gabi?« Seine Stimme klang unsicher. »Ja, ich bin's. Ich wollte einfach nur mal hören, wie es dir geht.« Albert schien mit etwas anderem gerechnet zu haben. Als er hörte, was ich wollte, entspannte er sich ein wenig und erzählte von den letzten Wochen: welche Amtsgänge er zu erledigen gehabt hatte, dass er es immer noch nicht fertiggebracht hätte, die Sachen meiner Mutter wegzuräumen usw. Irgendwie klang er aber seltsam. So als ob meine Mutter noch immer hinter ihm stehen und genau darauf achten würde, was er sagte.

Dann erzählte er, bei wem er seit der Beerdigung zu Besuch gewesen war. Das war das Stichwort für mich. Ohne nachzudenken fragte ich: »Wann kommst du jetzt mal zu uns?« Seit der Beerdigung waren einige Wochen vergangen, und wir hatten abgemacht, dass er uns besuchen würde. Das hatte ich zumindest geglaubt. Deswegen traf mich seine Antwort wie ein Blitz aus heiterem Himmel. »Gabi, ruf mich nicht mehr an, ich will keinen Kontakt mehr zu euch, auch nicht zu deinen Kindern.« Ich war sprachlos. Damit hatte ich nicht gerechnet. Christian schüttelte den Kopf und zischte ein böses Wort. »Habe ich es dir nicht gesagt!«, flüsterte er. »Da steckt garantiert deine Mutter dahinter.« Da die Freisprechanlage des Telefons eingeschaltet war, konnte Christian alles mithören. »Aber warum, was haben wir gemacht?«, fragte ich Albert verwirrt. Albert schnaufte hörbar. Offenbar fühlte auch er sich nicht ganz wohl bei dieser Sache. »Ich habe deiner Mutter versprochen, den Kontakt abzubrechen. Das war ihr letzter Wunsch, und den muss ich erfüllen.« Er räusperte sich. »Du weißt ja, ich kann nicht anders ...«

Die letzten Worte erinnerten mich an das, was auf der Beerdigung geschehen war. Wut stieg in mir auf und trat an die Stelle der Unsicherheit, die ich gerade eben noch empfunden hatte. »Warum das denn?« – »Weil du dich nicht um sie gekümmert hast«, sagte er kalt. »Was soll das jetzt? Wann habe ich mich nicht um sie ge-

kümmert?« Mein Ton schien ihn zu verunsichern. Albert fing zu stottern an, wie immer, wenn er nervös war. »Du ... du ... Du hast uns nicht einmal besucht. Du ...« Jetzt platzte mir der Kragen. »Du hast doch ausdrücklich gesagt, dass sie keinen Besuch haben will. Wir sollen nicht zu ihr kommen. Mama hat zu Christian gesagt, wenn es ihr besser geht, dann lädt sie uns zu sich ein. Zuvor will sie keinen sehen. Zu uns fahren wolltet ihr ja auch nicht.« – »So ist es!«, bestätigte Christian so laut, dass Albert es hören konnte.

Dass Christian neben mir stand, schien ihn noch mehr zu verunsichern. »Albert? Bist du noch da?« Er sagte nichts. Einen Moment lang dachte ich, er würde das Gespräch beenden. Stattdessen der nächste Vorwurf: »Im Krankenhaus habt ihr sie ja auch nie besucht«, meinte er halblaut.

Christian kniff die Augen zu und schüttelte energisch den Kopf. »Das darf doch nicht wahr sein!«, zischte er wütend. Auch mir reichte es jetzt endgültig. »Hat sie es mir nicht ausdrücklich verboten?«, platzte es aus mir heraus, »Wer hat uns denn ausrichten lassen, dass wir uns ja nicht im Krankenhaus und auf der Beerdigung blicken lassen sollen? Streite jetzt bloß nicht ab, dass du genau das zu Benny gesagt hast! Du hattest noch nicht einmal den Mut, es mir selbst ins Gesicht zu sagen. Und trotzdem waren wir noch einen Tag vor ihrem Tod im Krankenhaus!«

Stille. Ich schnaufte vor Aufregung. Albert räusperte sich mehrmals. Dann wimmerte er leise: »Gabi, du weißt doch, dass ich nicht anders kann! Ich habe es ihr am Sterbebett versprochen. Was soll ich denn machen?« Mir kamen die Tränen. Ich hatte einen dicken Kloß im Hals und konnte nur noch flüstern. »Du führst also dasselbe Unrecht, das Mama mir angetan hat, in ihrem Namen weiter? Obwohl sie tot ist und dich nicht mehr erpressen kann?«

Erneutes Schweigen. Dann fing er wieder an zu jammern. »Ich habe es ihr versprochen, was soll ich denn machen? Es bleibt mir nichts anderes übrig, als ihren letzten Wunsch zu erfüllen. Bitte lass mich einfach in Ruhe, das ist das Beste für uns alle.«

»Nein, nicht für uns alle. Das ist das Beste für dich«, schrie ich ihn an. »Du machst einfach die Augen zu, so wie du es immer getan hast, und ich bin wieder der Sündenbock. Was habt ihr für Lügen über mich erzählt?« – »Gabi!« Alberts Stimme klang verzweifelt. Anscheinend wollte er mich beschwichtigen. Doch ich war nicht mehr zu bremsen. »Spar es dir. Es ist so! Was hast du den Leuten bei der Beerdigung für Lügen über mich erzählt? Die haben mich angeschaut, als hätte ich meine Mutter auf dem Gewissen! Sag schon! Was hast du ihnen ...?« Albert sagte nur: »Das bringt doch jetzt nichts mehr. Lass mich einfach in Ruhe.« – »Gut!«, rief ich zornig. Meine Stimme klang schrill vor Wut. »Dann weiß ich Bescheid. Dann zwingst du mich, eure Lügen und deine Feigheit öffentlich zu machen.« Es wurde ein ganzes Buch daraus.

2

KINDERLIEDER

Das Erste, woran ich mich erinnere, sind die Lieder, die meine Mutter mir vorgesungen hat, als ich noch ein kleines Kind war. Es waren nicht die fröhlichen Lieder, mit denen andere Kinder aufwachsen. Ich habe solche Lieder natürlich auch gehört. Im Kindergarten oder wenn ich bei meiner Tante oder meiner Großmutter war. Aber nie von meiner Mutter. Später, als mein Bruder geboren war, konnte ich hören, wie sie ihm Kinderlieder vorgesungen hat. Zu jeder Tages- oder Nachtzeit habe ich sie singen hören. Wenn ich mit einem Strahlen in den Augen und einem Lächeln auf den Lippen kam und mich neben sie setzen und zuhören wollte, hat sie sofort aufgehört zu singen und mich weggeschickt.

Ich war damals drei Jahre alt. Mein Bruder war gerade geboren worden und ich verbrachte viel Zeit bei meiner Tante Anke. Sie lebte nicht wie wir in Regensburg, sondern in einem Haus auf dem Land.

Ich liebte dieses Haus. Vor allem den riesigen Garten. Es duftete nach Blumen und frisch gemähtem Gras, die Sonne schien und die Luft war erfüllt vom Gezwitscher der Vögel und dem Summen der Bienen und Fliegen. Ich rannte barfuß durch das warme Gras und versuchte, mit bloßen Händen Schmetterlinge zu fangen. Natürlich habe ich keinen einzigen erwischt. Aber das war auch nicht wichtig. Ich hüpfte und sprang so hoch ich konnte, lief auf meinen kurzen Beinchen von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch, rüttelte an den Ästen und Zweigen und ließ die Schmetterlinge nicht zur Ruhe kommen, bis sie sich hoch hinauf ins Geäst der Apfelbäume flüchteten. Ich stand unten, sah zu ihnen hinauf und schimpfte mit ihnen. Meine Tante streckte ihren Kopf zum Küchenfenster heraus und lachte.

Sie schimpfte nicht mit mir, wenn ich laut war oder mich schmutzig machte. Bei ihr musste ich nicht immer erst fragen, ob ich dies oder jenes tun durfte. Im Garten von Tante Anke konnte ich machen, was ich wollte. Am liebsten tanzte ich wie eine Fee. Immer im Kreis herum, immer schneller, bis mir so schwindlig wurde, dass ich nicht mehr stehen konnte. Ich ließ mich fallen und lag reglos mit ausgebreiteten Armen auf dem Rücken. Alles um mich herum schien sich zu bewegen, sogar die Erde unter mir. Mir war, als würde ich auf offener See auf den Wellen dahintreiben. Die Wolken am Himmel zogen nicht mehr langsam dahin, sondern wirbelten hin und her wie Rauchschwaden im Wind. Es war ein faszinierendes, unwirkliches Gefühl, wie ein Traum.

Bei meiner Mutter durfte ich nie träumen. »Träumst du schon wieder!«, zischte sie wütend, wenn ich in meinem Zimmer auf dem Boden lag und mit großen Augen zur Decke emporblickte. Sie sprach nicht laut, weil sie meinen kleinen Bruder nicht wecken wollte, der im Zimmer nebenan friedlich schlummerte. Meine Mutter war in den Wochen nach der Geburt meines Bruders in einer sehr schlechten Verfassung. Sie schlief so gut wie gar nicht und geriet schon wegen Kleinigkeiten so sehr in Wut, dass ich mich in mein Zimmer flüchtete und hinter der Tür versteckte. Oft lag ich

stumm und reglos auf dem Boden neben meinem Bett und dachte an die herrlichen Sommertage im Garten von Tante Anke, wo ich Schmetterlinge und Fliegen gejagt hatte.

Schmetterlinge gab es in unserer Regensburger Wohnung keine, aber Fliegen. Ich sah ihnen zu, wie sie durch mein Zimmer flogen, und wartete darauf, dass sie zu mir kamen. Reglos saß ich auf meinem Bett und verfolgte sie mit den Augen, bis sie auf meinem Arm oder Bein landeten. Langsam hob ich meine Hand. Ich fixierte die kleine Fliege, atmete tief ein, hielt die Luft an und schlug zu. Natürlich traf ich sie nicht. Summend flog sie davon. Sofort sprang ich auf und machte mich auf die Jagd.

Wie alle Kinder in diesem Alter dachte ich in solchen Momenten nicht an meine Mutter oder an meinen kleinen Bruder. Ich hatte nur Augen für die kleine Fliege und konzentrierte mich voll und ganz darauf, sie zu fangen. Mein Ziel war es, sie lebendig zu erwischen. Ich wollte sie nicht töten. Bei meinem Vater sah es immer so leicht aus. Er hatte eine Art, die Fliegen zu fangen, ohne sie zu töten, die mich immer schon beeindruckt hatte. Er machte nur eine einzige rasche Bewegung mit seinem Arm, und schon war die Fliege in seiner Hand gefangen. Ich konnte sie hören, wenn ich mein Ohr an seine Faust legte. Meist öffnete mein Vater genau in diesem Moment seine Hand und ließ die Fliege wieder frei. Sie flog direkt vor meiner Nase davon.

Wenn ich alleine in meinem Zimmer auf Fliegenjagd ging, versuchte ich, es ihm gleichzutun. Ich kletterte auf Stühle, krabbelte über mein Bett, schüttelte an den Vorhängen und stampfte auf den Boden. Ich schimpfte auf die Fliegen, die mir ein ums andere Mal entkamen, und sich hoch oben an der Wand vor mir zu verbergen versuchten. Mit meinen kleinen Fäustchen trommelte ich gegen die Wand, um sie aufzuschrecken. So lange, bis die Tür aufging und meine Mutter wutschnaubend ins Zimmer gestürzt kam.

Im ersten Moment dachte ich, dass sie mich ohrfeigen würde. Ängstlich duckte ich mich und wollte schon zu weinen beginnen,

als ich sah, dass meine Mutter plötzlich innehielt. Sie blickte auf die Fliege an der Wand. Dann auf mich. Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. Wollte sie etwa mitspielen? Es sah ganz so aus. Sie wandte sich von mir ab, bewegte sich ganz langsam auf die Fliege an der Wand zu und erstarnte mitten in der Bewegung. Ich stand da, mit offenem Mund und weit aufgerissenen Augen, und war gespannt, was geschehen würde. Ich wagte kaum zu atmen. Meine Mutter hob ganz langsam ihren rechten Arm, den Blick immer auf die Fliege gerichtet. Dann sauste ihre Hand blitzschnell durch die Luft, und die Fliege war verschwunden. Ich dachte, die sei entkommen, doch meine Mutter hatte sie in der Hand. Sie hatte die Fliege tatsächlich erwischt. Ich war begeistert. Lachend klatschte ich in die Hände. Sofort verfinsterte sich der Blick meiner Mutter. Sie kam zu mir herüber, setzte sich vor mir auf das Bett und riss der Fliege vor meinen Augen bei lebendigem Leib ein Bein nach dem anderen aus. Dazu sang sie.

*Du dumme Fliege,
wenn ich dich kriege,
dann rei ich dir
1, 2, 3, 4 Beinchen aus.
Dann musst du hinken,
auf einen Schinken,
dann kommst du ins Krankenhaus.
Dort wirst du operiert,
mit Seife vollgeschmiert,
mit Lumpen zugedeckt
und in ein Bett gesteckt.
Dann kommt der Leichenchor,
singt dir ein Liedchen vor ...*

Jetzt lachte meine Mutter. Und ich weinte. Ich sah, wie die Fliege zappelte, und hörte sie summen. Es erinnerte mich an den Anblick einer Fliege im Spinnennetz. Wie oft schon hatte ich Fliegen aus Spinnennetzen befreit, weil ich den Gedanken nicht hatte ertragen können, dass sie einen so entsetzlichen Tod sterben sollten. Nun

war ich machtlos. »Was hast du?«, höhnte meine Mutter. »Die ist doch selber schuld. Warum lässt sie sich auch fangen?« – »Mama!«, schluchzte ich. »Bitte!« Meine Mutter sah mich voller Verachtung an und ließ die Fliege zu Boden fallen. Sie sah angewidert auf das Tier hinab, das noch immer lebte und zu entkommen versuchte. Dann zertrat sie die Fliege. Wie eine Zigarettenkippe. »Hör auf zu flennen!«, schimpfte sie. Ich verstummte sofort. Nachdem meine Mutter das Zimmer wieder verlassen hatte, stand ich noch minutenlang reglos da und starrte auf den winzigen Fleck am Boden. Ich traute mich nicht, ihn wegzuwischen. Am Abend schrie mich meine Mutter deswegen an und befahl mir, die »Schweineerei« zu beseitigen. Ich tat es. Zitternd und mit Tränen in den Augen.

Doch schon am nächsten Tag glänzten meine Augen wieder. Zusammen mit Oma Resi saß ich vor dem Fernseher und schaute meine Lieblingssendung an. *Fury*. Ich liebte diesen schwarzen Hengst und wünschte mir nichts so sehr wie ein schwarzes Pferd. Als Weihnachten vor der Tür stand und meine Oma mich fragte, was ich mir denn wünsche, hatte ich natürlich nur einen Wunsch. Ein Pferd wie *Fury*. Ein schwarzes Pferd. Sonst nichts. Meine Oma lachte und meinte, das sei aber ein großer Wunsch für ein so kleines Mädchen. Ich verstand nicht so recht, was sie meinte, und dachte, es sei vielleicht zu teuer für sie allein. Also ging ich noch am selben Abend zu meiner Mutter in die Küche und verkündete freudestrahlend, dass ich zu Weihnachten nur ein Geschenk wolle. Ein schwarzes Pferd.

Meine Mutter, die gerade dabei war, das Abendessen zu kochen, sah mich an, als hätte ich ihr ein Schimpfwort an den Kopf geworfen. Voller Zorn stieß sie den Kochlöffel in das Sauerkraut, packte mich am Arm und schleifte mich hinter sich her ins Wohnzimmer, dorthin, wo unser alter Plattenspieler stand. Sie holte eine Schallplatte aus dem Schrank, legte sie auf und beugte sich zu mir herab. »So!«, zischte sie feindselig. »Und jetzt hör ganz genau zu!« Dann richtete sie sich wieder auf und blieb mit verschränkten Armen neben mir stehen, während ich mir das Lied anhörte.

Es war einmal ein kleines Bübchen,
das bettelte so wunderschön:
»Mamatschi, schenke mir ein Pferdchen!
Ein Pferdchen wär' mein Paradies.«
Darauf bekam der kleine Mann
ein Schimmel-Paar aus Marzipan.
Die sieht er an. Er weint und spricht:
»Solche Pferde wollt' ich nicht.«
»Mamatschi, schenk' mir ein Pferdchen!
Ein Pferdchen wär' mein Paradies.
Mamatschi, solche Pferde wollt ich nicht.«
Die Zeit verging.
Der Knabe wünschte vom Weihnachtsmann nichts als ein Pferd.
Da kam das Christkindlein geflogen
und schenkte ihm, was er begehrt.
Auf einem Tische stehen stolz
vier Pferde aus lackiertem Holz.
Die sieht er an. Er weint und spricht:
»Solche Pferde wollt' ich nicht.«
»Mamatschi, schenk' mir ein Pferdchen!
Ein Pferdchen wär' mein Paradies.
Mamatschi, solche Pferde wollt' ich nicht.«
Und es vergingen viele Jahre,
Und aus dem Knaben ward ein Mann.
Dann eines Tages vor dem Tore,
da hielt ein herrliches Gespann.
Vor einer Prunk-Kalesche standen
vier Pferde, reich geschmückt und schön.
Die holten ihm sein liebes Mütterlein.
Da fiel ihm seine Jugend ein.
»Mamatschi, schenk' mir ein Pferdchen!
Ein Pferdchen wär' mein Paradies.
Mamatschi, Trauerpferde wollt' ich nicht.«

Ich verstand den Text nicht. Einen Moment stand ich nur ratlos vor dem Plattenspieler, sah auf die sich noch immer drehende schwarze Scheibe und war einfach nur überrascht, dass das Lied schon zu Ende war. Ich hatte den Eindruck, dass noch etwas kommen müsste. Das konnte doch nicht alles sein. Meine Mutter wurde ungeduldig. »Und jetzt? Wünschst du dir noch immer ein schwarzes Pferd?« Ich strahlte sie an. »Oh ja! Und wie! Ein ganz schwarzes!« Was danach kam, übertraf alles, was ich bis dahin erlebt hatte. Meine Mutter geriet völlig außer sich. Sie fuchtelte mit den Händen vor meinem Gesicht herum, warf mir Wörter an den Kopf, die ich nicht verstand, und schrie so laut, dass ich mir die Ohren zuhalten wollte. Aber sie riss meine Arme herunter und brüllte mich an.

»Du willst also, dass ich sterbe, nur damit du dein schwarzes Pferd bekommst?« Ich war sprachlos. Ich verstand nicht, wieso meine Mutter so etwas sagte. Ich fing an zu weinen und schüttelte den Kopf. Sagen konnte ich nichts, so sehr hatten mich die Worte meiner Mutter erschreckt. Sie stellte mir die Frage immer wieder, bis sie sich an ihr Kraut auf dem Herd erinnerte und mich einfach stehen ließ. Als Oma Resi ins Wohnzimmer kam, stand ich noch immer da und weinte. Sie nahm mich in den Arm und tröstete mich. Ich erzählte Oma Resi, was passiert war. Sie nickte verständnisvoll und erklärte mir, was der Text bedeutete. Als ich es endlich begriffen hatte, weinte ich nur noch mehr, weil mir klar wurde, dass ich meiner Mutter den Tod gewünscht hatte. Oma Resi wollte, dass ich mich entschuldigen sollte. Ich hätte es ja nicht mit Absicht getan. Aber das konnte ich nicht. Ich schämte mich so sehr, dass ich meiner Mutter nicht mehr in die Augen sehen konnte.

Ich überlegte die ganze Zeit, wie ich es wiedergutmachen könnte. Aber mir fiel einfach nichts ein. Als meine Mutter an Weihnachten dann wieder von mir verlangte, vor meinen Eltern und unseren Gästen ein Lied zu singen, tat ich es, obwohl ich es hasste. Ich war schon als kleines Kind vollkommen unmusikalisch und habe noch nie einen Ton getroffen. Doch an diesem Weihnachten stellte ich

mich ohne Widerworte im Wohnzimmer vor die versammelten Gäste und fing an zu singen. Ich wollte es ganz besonders gut machen und mich so für die Sache mit dem schwarzen Pferd entschuldigen. Doch so sehr ich mich auch bemühte, es war wie immer eine Katastrophe.

Sogar Oma Resi verzog an manchen Stellen das Gesicht. Sie litt fast noch mehr als ich unter diesem Auftritt, weil sie merkte, warum ich mir solche Mühe gab. Aber es half nichts. Ich sang das Lied zu Ende. Meine Mutter schwieg. Die Gäste sahen mich an und wussten nicht so recht, ob sie mich bemitleiden oder auslachen sollten. Oma Resi war die Einzige, die mich in den Arm nahm und mir ein Lob zuflüsterte. Ich schlich mit hochrotem Kopf wie ein geprügelter Hund aus dem Wohnzimmer. Hinter mir hörte ich, wie meine Mutter Bosheiten zischte. »Das war das letzte Mal! Da muss man sich ja schämen!« Ein Jahr später musste ich wieder singen. Es war wie ein Ritual, das sich jedes Jahr wiederholte. Und jedes Jahr sagte sie, dass sie sich für mich schämen müsse.